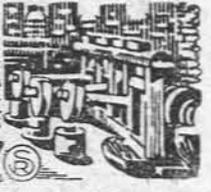


# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 18. — Sonntag, den 3. Mai 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i.Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

## Ausschnitt aus dem alten Buchholz.

Man muß schon das Titelbild unseres heutigen Heimatblattes ein wenig studieren, bevor man sich in diesem Zipfelchen des alten Buchholz zurecht findet. Zudem scheint es sich hier nicht um die Reproduktion einer Photographie, sondern nur um eine Zeichnung zu handeln, die wohl den wesentlichen Charakter des Landschaftsbildes, nicht aber mit absoluter Genauigkeit die einzelnen Punkte festlegt. Das Häuschen auf der Anhöhe stand vor ca. 100 Jahren dort, wo sich heute das „Felsenschlößchen“ am Buchholzer Bahnhof befindet. Die Häuser an der Südstraße, die früher ein Stück der Karlsbader Str. war und auf dem Bild sichtbar wird, verdecken allerdings diese Ansicht des Hauses heute ganz. Diese Straße war ja bekanntlich früher auch von besonderer Bedeutung für den Verkehr nach Cunersdorf, Sehma usw. Sie kreuzte die Weipertter Bahn, die durch die kleine Schlucht führte, welche wir am linken Rand des Bildes erkennen. Der alte Schrankenzieher Rebentisch — der Volksmund hatte ihn den „Franzosenfresser“ genannt, weil er seit 1870 seine eigenen Ansichten über die westlichen Nachbarn nicht verbergen konnte, — hatte viel zu tun, um all die Fahrzeuge über die Bahnleiße passieren zu lassen, nachdem allerdings die Fuhrleute zuvor beim Steuereinnehmer Richter, seinem benachbarten Freund im Chausseehäuschen, ihren Obolus hinterlegt hatten. Meister Richter hielt eine Art Klingelbeutel an langer Stange durch des Steuereinnehmers Fensterchen. Jeder wußte dann, daß er pro Pferd 3/3 zu zahlen hatte. Nur die alte Postkutsche durfte als prohige Staatskutsche vier-spännig durch die offene Barriere spritzen, sie hatte es ja immer eilig — die alte Postkutsche, die pünktlich des Wegs nach Schwarzenberg oder Oberwiesenthal fuhr. Wir sind nun im Bilde, wohin uns unsere heutige Ansicht — der Ausschnitt aus dem alten Buchholz — führt. Rechts unten erkennen wir die alte Pappenmühle, die später Zier'sche Papierfabrik, die ja noch heute verträumt tief unten im Tale liegt. Die Sehma

plätschert lustig an ihr vorüber. Wir erkennen das Wässerlein dicht neben der Fabrik auf dem Bilde. Immerzu murmelt die Sehma ihr Liedlein und wenn wir sie heute fragen würden, wahrlich, sie könnte uns gar viel erzählen von dieser alten guten Zeit. Eine alte, gute Zeit war es nämlich wirklich, die

die alten Buchholzer da hinten im „Felsenschlößchen“ verlebt haben. War es Anno dazumal auch äußerst primitiv — der Erbauer des Häuschens, Schmiedel, unterhielt ja zunächst nur einen einfachen Flaschenbierhandel, — so fanden sich doch allerhand Zaungäste von der Schneeberger Landstraße ein, die hier Einkehr hielten, sodas sich die Gastwirtschaft von Jahr zu Jahr an Ansehen hob. Bald stellten sich die Schnepperschützen, die ihren Schießplatz hinten am Bahnhof unterhielten, ein und wurden regelmäßige Gäste der Schankwirtschaft. Ihre Blütezeit erlebte sie aber wohl unter Carl Hillig sen., der vor ca. 70 Jahren das „Felsenschlößchen“

Das alte „Felsenschlößchen“ am Buchholzer Bahnhof.



übernommen hatte, und der vor allem den Freunden des Regelsportes in seiner Restauration ein trauliches Heim verschaffte. Die alte Regelsbahn befand sich hinter dem Hause, ungefähr dort,

wo wir auf dem Bilde den kleinen Anbau erkennen. Die Bahn war nach damaligen Verhältnissen prima. Als Regelaufseher waren Herr August Weigel und Herr Wassermeister Ernst Löttsch fleißig im Amt. Die beiden alten Herren könnten uns wohl viel erzählen von dem fröhlichen Reglerleben, das sich einstmal im „Felsenschlößchen“ abspielte. Den ganzen Tag und die ganze Nacht galt es Regel aufzusetzen. Pro Stunde erhielt man für diese Mühe 10/3, ein gutes Geld für damalige Zeiten. Einmal freilich geriet der Regelschuppen in große Gefahr. Ueber dem Regelschuppen lagerte Heu und allerhand Brennmaterial. Beim Anleuchten der alten Gasleitung ge-



Das alte Buchholzer Chausseehaus an der Talstraße.

riet der ganze Anbau in Brand und nichts war zu retten. Als die Feuerwehr anrückte, hatte sie alle Hände voll zu tun, das Hauptgebäude zu retten. Dabei wurde der alte Wasserbottich vor

dem Garten fast leer geschöpft. Die Feuereimer gingen hurtig von Hand zu Hand. Als man mit der Arbeit fertig war, galt es freilich noch einen anderen Brand zu löschen und Hillig-Christel, die Frau Wirtin, hatte zusammen mit der Grünhainer Schneider-Marie (das ist die Mutter von Herrn Wassermeister Bötsch) alle Hände voll zu tun, Speise und Trank anzufahren. Die beiden Frauen versorgten nämlich die Wirtschaft im „Felsenschlößchen“, während Herr Oswald Estel den Oberkellner und Herr Paul Estel, dessen Abbildung wir vor kurzem anlässlich seines goldenen Ehejubiläums in unseren „Heimatblättern“ veröffentlicht haben, als Kellner fleißig am Werk waren. Auch Herr Estel weiß manches Erlebnis aus dem „Felsenschlößchen“ zu erzählen. Die Gaststube lag neben dem Kegelschub, den man nach dem Brand bald wieder neu und moderner errichtete. Als seinerzeit Italiener den Bahnbau nach Weipert am Bahnhof ausführten, wurde durch diese hier erstmalig die wundervolle Terrazzo-Steinarbeit bekannt und Herr Hillig ließ den Fußboden seiner Gaststube als erste Terrazzoarbeit in Buchholz herstellen. Die Gastzimmlichkeiten waren von jeher sehr gemütlich eingerichtet gewesen. Küche und Keller waren anerkannt gut. Der Bierkeller hatte besonders guten Ruf. Er befand sich gegenüber in dem alten Stollen, der zur Alten Thiele führt, und dessen Eingangstor noch heute am Waldrand an der Schneeberger Straße zu sehen ist. In diesem Keller lagerte das gute Pilsner und Bayerische Bier. Glas für Glas wurde aus dem Keller geholt, weil man das Bier auf diese Weise immer frisch und kalt erhielt. Das Buchholzer Bier wurde in einer Leitung, die unter der Straße zur Gastwirtschaft führte, herübergepumpt. Im strengen Winter ist diese Bierleitung allerdings einmal zugefroren und ca. 3 Faß — Viertel zu je 200 Liter — gingen dabei verloren. Die Restauration erfreute sich weit und breit so guten Rufes, daß zahlreiche Gäste auch aus Annaberg und andern benachbarten Orten kamen. Der Wirt, Carl Hillig, ist, ca. 60 Jahre alt, gestorben. Nach ihm führte seine Frau Charlotte Hillig, die 80 Jahre alt geworden ist, das Geschäft. Als ihr ältester Sohn, der den Namen des Vaters trug, aus dem 70er Krieg heimkehrte, unterstützte er die Mutter und wurde Mitinhaber. Hillig hatte auch zwei Töchter: Thekla verheiratete Bieweg und Martha verheiratete Reuther. Nach dem Tode Carl Hilligs jr. ging das Geschäft im Erbe weiter. Es waren da die Kinder Biewegs mit in der Restauration usw. Später kaufte sie Herr Scherling und in neuerer Zeit ist Herr Päßler bezw. sein Schwiegersohn Besitzer oder Pächter des „Felsenschlößchens“. Von jeher ist dieses Häuschen auf dem Berge also eine gastliche Stätte gewesen und winkt noch heute Einheimischen und Fremden zu froher Einkehr. S. S.

NB. Das „Felsenschlößchen“ soll übrigens auch einmal vollkommen abgebrannt sein, und zwar ist das noch zu Zeiten Schmiedels gewesen, der noch vor Carl Hillig, der ja den Kegelschubbrand erlebt hatte, Eigentümer gewesen ist. Von diesem Schmiedel-Feuer ist ein recht kurioser Vorfall zu erzählen. Um möglichst viel zu retten, hatte man die Glassachen in einen Korb gelegt und dann in der Aufregung diesen Korb einfach zum Fenster hinausgeworfen, ansieht ihn fein behutsam an einem Seil zur Erde zu lassen, wie sich das für seine Glassachen gehört hätte. Blinder Eifer schadet nur, — und so mußte man beim Schmiedel-Feuer die Scherben sammeln, die, — wir sehen es an unserer Geschichtsbeschreibung, — dem Haus dann doch noch Glück gebracht haben.

## Zwischen Gelsenau und Algier.

Abenteuer eines erzgebirgischen Globetrotters.

Guido Wolf Günther-Leisnig.

In Döbeln wollte vor kurzem im Obdachlosenheim ein Erzgebirgler, dessen merkwürdiges Lebensschicksal unsere Leser interessieren wird. Unser bekannter Mitarbeiter gibt darüber folgendes Stimmungsbild, für dessen chronistische Angaben wir dem „Döbeler Anzeiger“ die Verantwortung überlassen.

Bunt würfelt das Schicksal Menschen an den Tischen der Herberge zusammen: Veteranen der Landstraße, denen zigeunerhaftes Wanderblut Abscheu einflößt vor geregeltm Leben zwi-

sehen Handwerk und Familie, bis der Bagabundentod fernab von sorgenden Freundeshänden sie erlöst vom Mhasversuch steter Unrast; Jünglinge sitzen unbehilflich unter ihnen, denen der erste Flug ins Leben wehetet wie flaumfedrigen Nestvögeln, weil die Welt, von der sie träumten, ganz anders ausschaut als das bißchen Erde, auf dem sie sich mit oft recht fragwürdigen Gefellen um Schlafgroßen und Zehrgeld balgen müssen. Augen leuchten da durch die Dämmerung voll Mutterheimweh und Vaterhaussehnen quälenden Schmerzes, und Blicke gleiten durch den Raum, in denen Schicksale voll düsterer Tragik flackern oder tückische Ränke sich Opfer suchen. Und mitten in diesem Bilderbuch menschlicher Schicksale die Gestalt dessen, der uns nahe angeht ob seiner Herkunft und seiner Schicksale: der Wanderer zwischen Gelsenau und der großen, unbegriffenen Welt, — Louis Herrmann aus Gelsenau.

Aufgewachsen im erzgebirgisch-sächlichen Beieinander einer kinderreichen Familie, treibt es das Kind der Berge mit merkwürdigem Drängen zur See. Mit vierzehn Jahren wohl schon tut der Wagemutige Dienst als Schiffsjunge und lernt außer strengem Dienst und bitterem Heimweh auch die Pracht fremder Länder und den Zauber ungekamter Erdteile kennen. Und dies Erleben löst dem Erzgebirgler die Schwingen, daß es ihn immer wieder mit Wandervogelungestüm umhertreibt, auch wenn der Frieden eigenen Herdes winkt.

Dann kommt die Militärpflicht, und es ist bezeichnend für unseres Weltbummlers Charakter, daß er sich ihr nicht entzieht und daß er bei den Husaren eintritt, gleichsam als suchte er auf dem Pferderücken Ersatz für die gefahrendrohenden und doch so geliebten Schiffsplanken. Mit den Danziger Schwarzen Husaren kämpft er 1864 bei den Düppeler Schanzen und hilft an seinem bescheidenen Teil auch mit, 1866 gegen die Oesterreicher den Weg zur deutschen Einigung ebnen. — Die Fahrt zur See lockt den wackeren Reiter wieder, bis er 1870 gegen Frankreich kämpfen hilft. Den Einmarsch der siegreichen Truppen, auf den sich Louis Herrmann so sehr gefreut hatte, durfte er nicht mit erleben: schwer verwundet geriet er in französischer Gefangenschaft und — wurde nach Algier verschickt. Wie weit eigener Entschluß hier wirkte, wie weit französisches nicht mißzuverstehendes Drängen dann nachhalf, wissen wir nicht, genug, er trat in die Fremden-Legion ein und verblieb bei der immer in wilde Abenteuer verstrickten Truppe zwölf Jahre. Ein schwerer Kopfschuß, den er 1879 im marokkanischen Feldzuge erhalten hatte, machte ihn für den Truppendienst mehr und mehr ungeeignet, so daß ihm schließlich eine Stelle als Förster in Franz-Indien übertragen wurde.

Ein weniger unruhiger Geist als der unseres Wandervogels hätte nun im beschaulichen Dasein eines festangestellten Beamten sein Genügen finden können; doch unseren Louis ließ sein Blut nicht lange seßhaft sein, — ein wandernder Burenzirkus weckt neuen Abenteuerdrang und entführt ihn nach sechs Ruhjahren mit nach Südafrika. Daß er nach mancherlei Kreuz- und Quersfahrten schließlich mit als Kämpfer im Burenkrieg zu finden war, setzt uns nach dem schon von ihm Erzählten kaum noch in Erstaunen.

In die „Obhut“ der Engländer geraten, wird Louis Herrmann bei Kriegsende in seine deutsche Heimat entlassen. Nun kehrt der Weltbummler nach Gelsenau zurück, wo er gerade zurecht kommt, seiner hochbetagten Mutter, — Frau Juma erzählt von 105 Lebensjahren, — die müden Augen zuzudrücken. Dem in weiten Fernen ohne strenge Geseze herangewachsenen Manne haben sich seltsam anmutende Ansichten über die Freiheit von Wald und Wasser herausgebildet; kein Wunder also, wenn er bald als Wilderer von den Waldhegern verfolgt wird. Trozig zieht er sich ins Dickicht des Ehrenfriedersdorfer Waldes zurück, einem Karl Stülpner gleich, bis seine allen Zwang hassende Natur in der Flucht aus der Bergheimat den besten Ausweg findet. — Rußland durchwandert der unstete Mensch, bald als Wolfsjäger, bald als Krankenspfleger, und wo die Pest in sibirischen Hütten wüthet, stellt sich dieser eigentümliche Menschenfreund in Schmutz und Elend der gräßlichen Seuche beherzt entgegen.

Sich endlich wieder zur Heimat zurückfindend, gerät Louis Herrmann 1919 bei Königsberg in das Schrecknis eines Eisenbahnunglückes und erleidet zu schicksalgezeichneten anderen Narben und blutigen Erinnerungen noch das Elend zweier schwerer Knochenbrüche. Kaum genesen, wandert der fast Achtzigjährige nach Bayern und findet dort endlich den Ruheplatz am eigenen Herd, indem der „Wanderbursch“ auf seine alten Tage noch heiratet! Nach kurzer Ehe wieder verwitwet, von seiner bayrischen Ortsbehörde wegen irgendwelcher, gewiß seinem raschaufflam-menden Naturell entspringenden Streitigkeiten für zwei Jahre landesverwiesen, wandert der jetzt siebenundachtzigjährige Viel-gereifte hin und her, bis die Frist der bayrischen Landesverwei-sung abgelaufen ist und er wieder nach Bayern zurückkehren darf.

Ob der rastlose Wandertrieb denn in der Beschaulichkeit eines wahrlich hart genug verdienten Lebensabends zur Ruhe kommen wird? Fast scheint es fraglich bei diesem Manne, des-sen Wege fast den ganzen Erdball umliefen. Kein Fechtbruder der übeln Sorte ist Louis Herrmann; Unfallrente und Bete-ranenlohn von Algier her werden ihm überwiesen an die Stel-len, die der Alte jeweils angibt, und weihnachtliche Spenden er-hält er wohl auch von den Hinterbliebenen eines französischen Offiziers, dem er im Marokkofeldzug das Leben gerettet hat.

So wird der Erzgebirgler Louis Herrmann zum Sinnbild ewiger Wandersehnsucht, zum Typus des „Handwerksburschen“, der um des Wanderns willen auf der „Walze“ bleibt und drüber vergißt, daß er auszog, sich Heim und Werkstatt zu gründen. Sie sind selten geworden in unseren Tagen, diese Weltreisenden auf Schusters Rappen, und an ihre Stelle traten Schnaps-brüder mit widerlichen Manieren, denen Selbstaufopferung — und sei es selbst im Solddienst fremdblütigen Volkes, — voll-kommen fremd geworden ist und denen der Schuß Edelmenschen-tum, der in den Weltfahrern vom Schlage Louis Herrmanns steckt, bestimmt fehlt.

Wir Menschen von heute denken über die Poesie solchen „Bagabundenlebens“ gewiß strenger als unsere Voreltern, weil wir die Pflicht am Ganzen höher einschätzen als das Ausleben eigener Wünsche, aber als Zeugnis einer vielleicht im Kern nicht unredlichen Weltanschauung sei das wechselvolle Schicksal eines Erzgebirglers doch aufgezeichnet.

## Nooch'n, Feierabend



### 's Hauschlacht'n.

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger, Buchholz i. Sa. (Nachdruck verboten.)

Dr Seifert-Harmann, dar alle Gahr e Schwein'l fett machet, saht zu sein'r Fraa: „Wesste Arnstine, heu'r war'n mir unn'r Schwein'l emohl salbr schlacht'n; do könne mr doch aa änn Tal drou v'rkaaf'n!“

De Arnstine war eiv'rchtand'n, obr nár unn'r dar Be-dingung, doß de auswarts wuh'ndn Kinn'r jeds e Pfund Worscht geschickt kriegen.

„Nu“, mahnet dodrauf dr Harmann, „do loss'n mr ahm 20 Pfund Worscht mach'n un v'rkaaf'n kahne drou, blus änn Tal Flasch. Wähte, iech war emohl ne Mey'r-Emil freng, ebb'r uns dos Schwein'l schlacht'n well; 'r hoot zwar schieh seit Gahrn nimm'r geschlacht, obr wos mr ahmol gelarnt hoot, dos hoot mr gelarnt! Dar machts aa billig'r wie die ann'r'n Flasch'r. Iech war gleich emohl nüb'r zune gieh, ebb'r schlacht'n well.“

Dr Mey'r-Emil war eiv'rchtand'n un saht zun Harmann: „Na, iech war'sch billig machen un kah dir aa gleich 's Gewürz

v'r'schaff'n. Iech hoq noch e paar Tüt'n Salpet'r von mein'r Fleischerei har, do bräng iech ahne miet, dos sell dich aa nisch't kost'n. Iech war Euch eine prima Worscht liefrn. Off Salpet'r loss' iech nisch't kumme. Wie gut schmeckt däh nett 's Pöckelsasch!“

Wie nu dar grüße Toog ra war, do war schie in dann frühe Morgnschtund'n tichtigs Lahm bänn Seif'rt; dr Harmann saht mit Noochdruck, de Arnstine sellt ja änn racht gruß'n Topp Sau'rkraut un Ardepp'ln drzu auffeh'n; dänn dr Mey'r-Emil hätt v'r'schproch'n e prima Worscht drzu ze liefrn. 'r hätt e Tüt Salpet'r drzu von sänn Gewürz geschenkt. (Dr Harmann of namlich de Worscht fir sei Lahm garn, viel liebr wie's Well-slasch, aa zun Sau'rkraut.)

Alle freit'n se siech, doß se doch aa amohl e Schwein'l salbr schlacht'n kunnt'n. Un als die Worscht in Kess'l tochet un 's Sau'rkraut waach war, kunnts dr Harmann ball nimm'r dr-wartn, siech an gedeck'n Tiesch se sehn. Un wie de Worscht nár halmwag ausgekühlt war, sollt jed'n e halbe offn Tall'r gelegt warn. Dr Harmann leget de arschte off änn Schneidbraat un wollt se tal'n; obr wos war däh dos? Die ließ sich doch gar nett richtig schneid'n un die nar'sche Farb, die se hat!

„Na, Emil, iech dent nár, du hast uns mit dein'r „prima“ Worscht ah'schtännig geleimt! De well iech nár gleich emohl e Scheib'l kost'n“; obr kaum hat dr Harmann änn Biß drauf getaa, schprudlert 'rsch wied'r raus un schrier: „Emil, die zwanzig Pfund Worscht kost de alah v'r'zehr'n, wos haste däh do nei gewürgt! Gab nár emohl die Tüt mit dann neimodisch'n Ge-würz har, iech kánn doch aa ne Salpet'r!“

Dr Meyer huhlet de Tüt, wuh noch e klan'r Rest drinne war, dann dr Seif'rt off e Bratl schüttet un nochert nah roch:

„Inu du Gruk'machtigs, wos denkt Ihr däh,“ saht'r zu sänn Leit'n, „wos dr Emil in die 20 Pfund Worschtstaasch neigerührt hoot! E Tüt klargepocht's Kolophonium; iech hoo's esufort ge-roch'n, weil iech setts Harz fir mann Fied'lung brauch. Na, Emil, nu haste weitt'r nisch't, wie Hundsfutt'r gebraut. Komm har, Bello, do tut dr e Gitt!“ Dobei warf ne dr Harmann e ganze halbe Worscht hie.

Dr Hund schnappet begierig zu, obr kaum hat 'r e paar-mol negebiss'n, do ließ 'r de Worscht fall'n un sehet siech e Schtich drou fort.

„Na sifste Emil, nett emohl dr Hund frist se; dann Schood'n muß de mir natirlich dr'seh'n! Iech well mieh obr nett imesist (umsonst) off Worscht un Sau'rkraut geschpißt hoom; Gung, gieh emohl nüb'r zun Lauz-Flasch'r un huhl 3 Pfund Worscht! Dos is 's neiste Programm fir's Hauschlacht'n!“

Dr Arnstine warsch Aff'n organge, se hat sich zuviel ge-argert; dänn nu kunnt'n doch aa ihre Kinn'r kah Worscht ge-schickt krieng! Na, ihr Harmann sullt ja nett wied'r von Haus-schlacht'n red'n, sie hat genug fir alle Zeit'n. —

Dr Mey'r wußt's leid'r nimm'r, wuh 'r dos Gewürz kaaft hat. —

### Guhngd.

Mr ginge dorch en dichten Wald  
weit ob vun braatn Wag  
un trotn uns dorch Eisomkat  
un Farrnkraut unnrn Shtag.

Off aanr halborgroostn Hall  
bliem bei enn Bam mr schtieh. —  
Do schtreckit schichtn deine Hand  
sich nooch dr meining hi.

Du satst, doß du mir gut kennst sei,  
un iech sat dos dir ah.  
Zenn Agedentn an die Shtund,  
tat zaangne iech en Shta. —

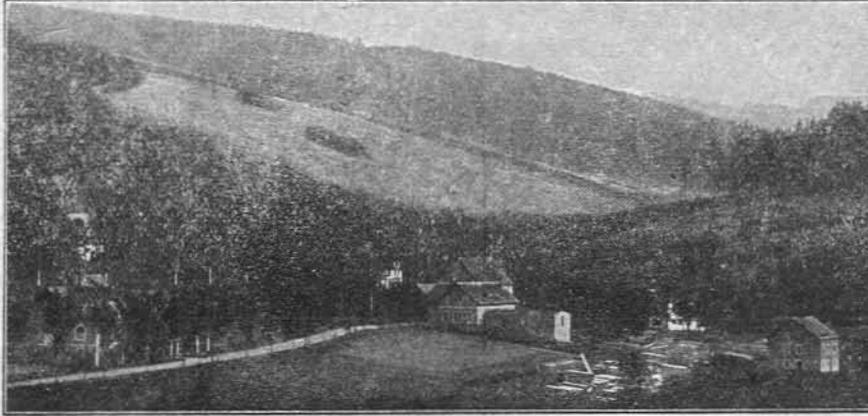
Dr Zufall bracht nooch vieln Gahrn  
miech wiedr ze dann Flack. —  
Do wor dr Wald, de Hall, dr Shta  
un ah de Lieb lengst wagt.

## Bilder aus der Heimat

### Königswalde im Pöhlatal, Erzgebirge.

Von E. Berthold.

Einem großen Teile der alljährlich das schöne Erzgebirge Besuchenden ist leider ein Fleckchen noch nicht zur Genüge bekannt. Es ist das im idyllischen Pöhlatal unweit der Landesgrenze gelegene Königswalde im Erzgebirge. Das zirka 3000 Einwohner zählende Dorf an der Reichsbahnlinie Chemnitz—Annaberg—Weipert ist vom Knotenpunkt der erzgebirgischen Kraftwagenlinien Annaberg aus bequem zu erreichen. Auch der sogenannte Marktsteig von Annaberg nach Königswalde ist für Wanderer ein Reiz für sich. Gleich von vornherein fesselt das herrlich im Tal liegende, an allen Seiten von Bergwäldern umschlossene Königswalde den Blick des Beschauers. Und nicht nur äußerlich, nicht nur aus der Ferne erfreut der Ort, — auch in ihm selbst findet man all das, was andere bekanntere Ortschaften des Erzgebirges zu bieten vermögen. Die alte evang. Kirche mit ihrem erneuerten Innern, die Methodistenkirche, die neue Schule, das neue Rathaus, die Siedlung usw. zeugen von der fortschreitenden Entwicklung des Ortes. An wirtschaftlichen Betrieben sind Brettschneidereien, Getreidemühlen, Spindelfabrik, Posamenten- und



Die Brettmühle von Königswalde.

Kunstseidenindustrie vorhanden, während Spitzenklöppelei als Heimarbeit betrieben wird. Königswalde enthält ferner Postagentur, Arzt, Drogerie und kann auch Uebernachtungen in den vorhandenen Gaststätten und in Privat nachweisen. Herrliche Wanderungen sind möglich auf wohlgepflegten Waldwegen im Konduppeltal, im Pöhlatal, am Pöhlberg, nach Jöhstadt, Grumbach, Bärenstein, nach der Tschecho-Slowakei. Nicht nur im Frühjahr und Sommer hat Königswalde mit seinen Feldern, Wiesen, Rainen und Wäldern seine eigenen Reize — auch im bunten Herbst und im Winterkleide übt der Ort seine Anziehungskraft auf Naturfreunde und Sportler aus. Außerordentlich günstiges Winter Sportgelände gibt zur ausgiebigen Ausübung des Ski- u. Rodessportes hinreichend Gelegenheit. Königswalde bleibt immer ein schönes Fleckchen unserer Erzgebirgsheimat. Ein Besuch des schönen Ortes, eine Wanderfahrt nach Königswalde im Erzgebirge lohnt sich immer. Der Erzgebirgszweigverein sorgt dafür, daß alle Besucher und Gäste im schönen Königswalde das finden, was sie suchen: Ruhe, Erholung, erzgebirgische Gemütlichkeit u. rechtes Naturerleben.

### Gasthof „Amtsgericht“

Inhaber: Bernhard Meyer

### Königswalde

hält sich allen werten Ausflüglern u. Sommerfrischlern bestens empfohlen. — Preiswerte gute bürgerliche Küche! **AUTOHALTESTELLE**

### Gasthaus z. Morgensonne Cunersdorf

Beliebtes Ausflugslokal hält sich zur Einkehr bestens empfohlen / An dem Strassenkreuz Annaberg-Bärenstein, Buchholz-Jöhstadt gelegen.

**AUTOHALTESTELLE**

Inh.: Richard Böttger.

### Restaurant Brettmühle Königswalde

Inh.: Oskar Pöttrich

empfiehlt sich zur regen Einkehr.

Gute bürgerliche Küche.

**TANZDIELE**

### Gasthaus zum Pöhlatal Königswalde

Beliebtes Ausflugslokal empf. sich zur regen Einkehr. **Neue Bewirtung.** Gute bürgerliche Küche. Vereinszimmer. / Um gütigen Zuspruch bitten

**Alfred Richter und Frau.**



# Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 18. — Sonntag, den 3. Mai 1931.

## Vom Zinnbergbau im alten Buchholz.

Von W. Ludwig-Annaberg.  
(1. Fortsetzung.)

Der Abbau der auf der Alten Thiele geförderten Zwitter erfolgte auf verschiedenen Gängen, die teils steil, teils flach in N. oder NW. einfielen und sich in der Gegend der ehemaligen Tageschächte scharten. Sie bildeten zusammen mit dem chloritischen Nebengestein, das reichlich mit fein verteiltem Zinnerz imprägniert war, eine Art Stockwerk. Die wichtigsten der bebauten Gänge waren, soweit ein Bericht über die versuchsweise Wiederaufnahme des Berggebäudes während des Zeitraums 1794—1800 erkennen läßt, die Flache Thiele und die Seigere Thiele, die sich nahe unter der Stollsohle vereinigten. Hier befanden sich wahrscheinlich auch die Hauptbaue. Der Abbau der Zwitter erfolgte, soweit Schlägel und Eisen in dem harten Gestein unzulänglich waren, durch Feuersetzen. Die auf diese Weise entstandenen unterirdischen Weitungen gingen nach der Stilllegung der Zeche teilweise zu Bruch und bildeten weite, bis an die Gebirgsoberfläche reichende Bingen. Melzer berichtet: „Hier findet man die Vestigia (d. h. Anzeichen), wie die Alten in derselben Beste (d. i. festes Gestein) Feuer gesetzt, daß davon, wie man referiret, die Zien Groschen gestossen und danach uff der Sohlen gefunden worden, alldieweil die starkziehenden Wetter in denen Durchschlägen an statt eines Gebläses hier gewirkt, welches umb so viel mehr mit Beyfall anzunehmen, da ein Sturz Karrn solcher derber Zwitter mehr als einen Centner Zien gegeben hat.“ Genauere Angaben über den Metallgehalt der geförderten Erze macht der oben erwähnte Aufstand, wonach aus 60 Fuhren (zu etwa 18 Zentner) Zwitter im Durch-

schnitt 2—3 Zentner Zinn ausgebracht wurden. Das entspricht einem Zinngehalt des Fördergutes von 0,185—0,278 Gewichtsprozent. Zum Vergleich sei mitgeteilt, daß die Rohzwitter vom Stockwerk bezw. der Mühlseite bei Beyer durchschnittlich 0,32 beziehungsweise 0,19 bis 0,21, ferner die von Ehrenfriedersdorf 0,47 Gewichtsprozent metallisches Zinn enthielten. Aus diesen Zahlen ergibt sich deutlich, daß



Zwittermühle.

Die Wasserradwelle A. Das Wasserrad B. Das Kammerad C. Das Getriebe D. Seine eiserne Welle E. Der obere Mühlstein F. Der Trichter G. Das hölzerne runde Gerinne H. Der Austrag I.



Schachtofen und Gießen von Ballenzinn.

Der Ofen A; sein Stich B. Der erste Vorherd C; sein Vorherd D. Schlacken E. Der eiserne Hut F. Der zweite Vorherd G. Die Wände des Rauchfanges H. Der Besen I. Die Kupferplatte K. Zinngitter L. Seginiereisen M. Hammer N.

die Rentabilität des in der Alten Thiele und den benachbarten Gruben betriebenen Zinnbergbaues in erster Linie auf der Massenhaftigkeit der geförderten Zwitter, weniger auf deren hohem Metallgehalt beruhte. In der Nähe der Alten Thiele, aber auf Schlettauer Flur war die „St. Georgen Fundgrube“ im Gang, die sich durch mehrere Generationen im Besitz der aus Lauenstein bei Altenberg stammenden Familie Sittig befand. Die Bemerkung Melzers, daß „von einem Trumb aus der alten Thiele weiland Georg Sittig, der ältere († 1627 im Alter von 72 Jahren) reich geworden ist“, ist wohl dahin zu verstehen, daß beide Gruben wenigstens teilweise auf denselben Gängen bauten. Unter Georg Sittig dem jüngeren (geboren 1619, gest. 1683), dem Enkel des Vorgenannten, gab die Zeche ihren reichsten Ertrag und hat ihren Besitzer „vortrefflich segnet, nachdem er mit seinen Söhnen und weniger Beyhülfe das Werk allein bestellet und mit einigen Arbeitern in seinem eigenen Pochwerk und seiner darneben gestandenen eigenen Schmelz-Hütten, am Schma-Wasser in der Gegend unter der Capellen gelegen, binnen zweyen Sommern 104 Centner Zien gemacht und nachgehends bis an seinen Tod eine gesegnete Nahrung behalten und ein feines Vermögen verlassen (d. h. hinterlassen) hat. Aber nach seinem Absterben ist auch dieser Berg-Seegen abgestorben und außerbleben, indem seine beiden Söhne, Jacobus (geb. 1645, gest. 1715) und Samuel (geb. 1651,

gest. 1712), die Sittige, die vorhandenen Borräthe zugut gemacht, nachgehends aber das Glück nicht gehabt wie der Vater und andere dessen Aignaten (d. h. Verwandte), Jacobus, Johannes und Michael, welche allerseits gesegnete Fundgrübler und Zwitter-Berg-Leute gewesen und darbey zu Ehren gezogen worden sind. Auff ihr unterthänigstes Supplicieren (d. h. Bitten) hat der gloriwürdigste Churfürst zu Sachsen, Joh. Georg der I., ihnen nicht allein 5 Thaler schuldigen Zien-Zehenden gnädigst erlassen, sondern auch dieselben uff drey Jahr lang ganz damit befreyet. die weil sie beständige und fleißige Berg-Leute waren. de dat. 6. Aug. an. 1625.“

Von den letztgenannten drei Angehörigen der Familie Sittig, die Söhne Georgs des älteren waren, starb Johann (geboren 1584) als Bergmeister zu Altenberg, während Jacobus (geb. 1588, gest. 1648) als Fundgrübler und Ratsverwandter zu Buchholz lebte. Er folgte 1635 seinem Bruder im Amte des Richters, das dieser dreimal, 1628, 1631—33 und 1635 bis zu seinem Wegzug nach Altenberg, bekleidet hatte, und wurde „sofort den 15. Decembr. 1635 Gn. Confirmiret.“ „Dieser hat zwar“, so berichtet Melzer weiter, „unterthänigst suppliciret, daß er umb seiner Berg-Arbeit willen des Richter-Amts erlassen werden möchte, weil er darzu unwillend erwöhlet und Gn. confirmiret worden ware; Aber weil er nachgehends (1638) wiederumb Richter gewesen, muß er keines weges loßgelassen worden seyn.“ Der jüngste der drei Brüder, Michael (geb. 1593), wurde 1655 in den Rat berufen, fiel aber schon im folgenden Jahre gemeinsam mit seinem Sohn Christophorus (geb. 1630) auf seinem „eigenthümlichen Zwitter Bergwert“ einem Unfall zum Opfer. Von diesem Unglück lesen wir in der Chronik: „Dem 4. Juli 1656 wurden begraben Michael Sittig, Fundgrübler und Raths-Verwandter, nebst seinem Sohn, Christophoro, welche heyde am 30. Juni in der Gruben, uff ihrem eigenthümlichen Bergwert verschüttet worden. Der Vater, welcher den Sohn retten wollen, ist zuerst umbs Leben gekommen. Und da man solchen erst des folgenden Tages nach Mittag umb 3 Uhr mit zusammen geschloßenen Händen gefunden, hat man seinen Leichnam zu Tage auch heraus gebracht. Der Sohn aber ist etwa Zwo Stunden zuvor noch in etwas lebendig angetrossen und, nachdem ein Jöcher uff dessen Bein entzwey gehauen werden müßen, gewonnen und in seines Vaters Haub getragen worden. Aber da balde darauff die Bergleute den toden Vater fürs Haub gebracht und hinein tragen wollen, ist der Sohn gleich verschieden.“

Auf dem Gangfeld am Galgenberg und im Seifenwald war ferner fündig die „Quarzbinge Fundgrube in den Seifen“. Auf ihr hat nach den Worten Melzers „mancher sein Heil versucht und Zien gemacht. Flugs am Tage liegt es flözicht, und wo man ein Pochwerk darbey anbringen könnte, solte man wohl allen Berg flugs auffpochen und zu Nuze machen.“ Weiter berichtet der Chronist von einer „Wittenberger“ oder „Würtenberger Zeche“, „darin der gleicher masen benante Stolln getrieben ist. Dieser hat sein Mundloch unter dem Walthersdorffer Weg im Seiffen gar forne.“ Zu dieser Grube, die ebenfalls in der Nähe der Alten Thiele gelegen haben muß, gehörte ein eigenes Pochwerk an der Sehna. Schließlich tut Melzer noch eines Berggebäudes, namens „Wagkern“, Erwähnung, von dem er schreibt, daß „es weiland sehr gut gethan, deßwegen einige darnach geschürffet, aber wie es geschienen dieselbige Gegend vergeblich gesucht haben.“

Ein zweites Feld von Zinnerzgängen erstreckte sich am Osthange des Sehmatales in der Gegend des sogen. Zinnackers. Es folgte einem von dem oben erwähnten Granitstock aus in der Richtung nach dem Pöhlberg zu streichenden Mikrogranitgangzug und umfaßte insgesamt 22 Zechen, die vorwiegend auf Buchholzer Flur lagen und von hier aus bebaut wurden. Im Ganzen sind wir jedoch hierüber noch weniger unterrichtet als über die Gruben am Galgenberg und im Seifenwald.

Die bedeutendste scheint die Zeche „Grünes Geschiä“ gewesen zu sein, „darauff gewaltig Zien gemacht, wie die da-

rinen befindlichen Weiten und auswendigen Halden, wie auch die dreyfach übereinander getriebenen Stölln davon zeugen und nach izeo (d. h. zu Melzers Zeit) einige Zwitter gewonnen werden.“ An anderer Stelle bezeichnet er die Grube, zu der gleichfalls ein eigenes Pochwerk sowie ein Brennofen gehörten, als ein „biß daher bauhaftig erhaltenes Berg Wert“, von dem noch 1710 ein Schichtmeister Gottfried Glumann aus Annaberg erwähnt wird. Ein anderes in dieser Gegend gelegene Zwitterberggebäude war die „Drei Brüder Fundgrube und Stolln“ und ferner die „Jacobs Hoffnung Fundgrube“.

\* \* \*

Bevor wir die wirtschaftlichen Verhältnisse des Buchholzer Zinnbergbaues betrachten, sei ein kurzer Blick auf die Geologie und Mineralogie der betreffenden Erzgänge geworfen, deren Auftreten, wie schon erwähnt wurde, an das Vorkommen von Granit geknüpft ist.

Die im älteren grauen Gneis aufsetzenden Zwittergänge sind in der Hauptsache Morgen- und Spatgänge, die in westöstlicher Richtung streichen und steil gegen Norden einfallen. Ihre Mächtigkeit schwankt zwischen 4 und 50 cm. Die Gangausfüllung besteht zum größten Teil aus derbem weißen Quarz oder dunklem Hornstein, die fest mit dem Nebengestein verwachsen und reichlich mit fein verteiltem Chlorit durchsetzt sind. In diese Grundmasse ist das Zinnerz bald reichlicher, bald spärlicher eingesprengt. Nur selten tritt es in größeren, nest- oder streifenartigen derben Partien und noch seltener in Gestalt austrittallisierter Zingraupen auf. Zu ihm gesellen sich als weitere Gangminerale: Wolframit, Arsenkies, Kupferkies, Koteisenerz oder roter Eisenocker, ferner Turmalin, Flußspat und Steinmark. Schließlich beteiligen sich noch oft Letten und Brocken von Gneis an der Gangausfüllung. Das Nebengestein der Gänge ist häufig mehr oder weniger tief mit Zinnerz imprägniert, und zwar zuweilen auch dort, wo die Gangmasse selbst keine Zwitter führt.

Es muß hier auf eine Eigentümlichkeit der Zwittergänge in der Umgegend hingewiesen werden, die den Zinnbergbau erschwerte. Das ist der eigenartige Formationswechsel vom Typus der oxydischen Zinnerz- zu dem der sulfidischen Kupfererzformation. Dieser Uebergang tritt darin in Erscheinung, daß Zinnerz, Wolframit und Turmalin seltener werden, ja völlig aus der Gangmasse verschwinden, die indes nach wie vor in der Hauptsache aus Quarz und Chlorit zusammengesetzt ist, während an Stelle jener Mineralien Angehörige der Sulfidklasse: Eisenkies, Kupferkies, Arsenkies, Zinkblende und Bleiglanz, bald einzeln, bald vergesellschaftet, auftreten. Der Formationswechsel war besonders häufig bei den Zinnerzgängen des hinteren Schottenberges, sobald diese in die Tiefe verfolgt wurden. Melzer macht hierüber die Bemerkung: „Sonsten aber haben gewöhnlich fast alle Zwitter-Gänge so wohl im Seiffen als in Nebengebürgen die Art an sich, daß sie nicht recht in die Teuffe sezen, sondern daselbst in Kieße sich verwandeln, daher auch bißhero auff Zwittern nicht viel ausgerichtet worden.“ Ganz so allgemein dürfte diese Ansicht wohl über das Ziel hinauschießen; denn unser Gewährsmann schreibt an anderer Stelle, daß „nach durchsunkenen Kießen vielmahls die Zwitter derber ansezen.“ Immerhin mag dieser örtliche Formationsübergang in manchen Fällen vom Weiterbau abgescreckt haben.

Einige der am östlichen Gehänge des Sehmatales abgebauten Zinnerzgänge, so vor allem der Drei Brüder Morgengang bei Drei Brüder Stolln, bilden keine kompakte Spaltenausfüllung, sondern einen Scharm schmaler Gangtrümer, die hier annähernd parallel zueinander aufsetzen, dort sich verzweigen, und von denen unter Umständen bis zu 20 auf 3 bis 8 Meter Gesteinsbreite kamen. Das Nebengestein war häufig bald mehr, bald weniger reichlich mit feinen Zinnerzkörnern imprägniert, so daß derartige Trümerzüge nach dem breiten Blick abgebaut wurden.

(Fortsetzung folgt.)



Roman von Kurt Felfcher.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

Erstes Kapitel.

Licht und Schatten.

„Es war einmal vor langer, langer Zeit, da hat eine Frau am Johannistage an der Abendburg eine Kuh gehütet; und weil gerade an demselben Abend die Tür zur Burg offen stand, da ist sie hineingegangen und hat gesehen, wie das Gold ordentlich in Zapfen wie an den Tannen herabhing, und ein Kind, das an einem Tische saß und einen Apfel in der Hand hielt, winkte ihr, näher zu kommen. Aber der Frau war's doch zu gruselig gewesen, sagen die Leute, und sie wäre wieder fortgelaufen. Dabei hätte das Gold und die Edelsteine bloß so in Mulden herumgelegen.“

Mit großen Augen schaute der Junge zu seiner Großmutter auf, die im Backenstuhl neben dem Ofen saß und wieder einmal hatte erzählen müssen, wie so oft in der Schummerstunde, wenn die Mutter draußen im Stall noch zu tun hatte.

Der Knabe, dessen dicker, dunkler Haarschopf steil zu Berge stand, rückte den Schemel noch näher zu der Alten Füßen und wisperte:

„Weißte, Großel, ich hätt' mir doch von dem Golde die Taschen vollgenommen; die Frau war aber dumm...“

„Na, Jungel, wer weiß, ob sie nicht gut damit getan hat; 's geht bei der Abendburg halt doch nicht mit rechten Dingen zu.“

„Weißte, Großel, wir wollen einmal dorthin machen; vielleicht könnten wir auch so einen Schatz finden — es is bald wieder Johannisabend.“

Die alte Frau strich ihrem Enkel über das struppige Haar und lächelte.

„Robertla, in unseren Zeiten findet man keine solchen Schätze mehr; die sind schon alle weggeholt.“

„Das is aber schade; vielleicht is doch noch etwas da, Großel. Komm mit! Wie weit is es denn bis zur Abendburg?“

„Am nächsten is es, man geht von uns das Zackental entlang ins Weißenbachtal auf den Hochstein zu. Den kennste ja, und ein bißchen weiter noch nach Sonnenuntergang; da kommste zu großmächtigen Felsen, wo ehemals die Burg gestanden hat. Aber das ermachte mit deinen kurzen Beinen doch nich.“

Der Junge sann einen Augenblick nach, dann sprudelte er hervor:

„Doch, doch, Großel; ich erlauf's. Da machen wir beide hin.“ Jäh brach das Gespräch ab.

Ohne daß das große und kleine Kind es gemerkt hatten, war die Mutter in die Stube getreten.

„Na, seid ihr wieder einmal bei euren dummen Märchen? Setz' dem Jungen od nicht zu viel Flaufen in seinen Kopf, Großmutter; er is bald groß genug, daß er was Vernünftiges anfängt, als immer bloß die Lügengeschichten zu hören.“

Die Alte seufzte leise auf. Wieder glitten ihre knochigen Finger, die einmal tüchtig zuzupacken gewußt hatten, nun aber nur noch zu leichter Greisinnenarbeit taugten, über ihres Enkels Scheitel.

„Ida! Ich meine halt, das Robertla hat noch a bißel Zeit — er ist doch eben erst neun Jahre alt geworden.“

„Um die Zeit habe ich schon die Kühe gemolken und meiner Mutter die Milch ausgetragen. Von Johanni an muß der Robert mit in der Wirtschaft helfen. Das Getändel muß aufhören. Meinetwegen magste ihm dann um den Abend was erzählen. Geh, Robert, sag' dem Zimpel, er soll noch eine Karre Klee schneiden gehen.“

Ohne ein Wort zu erwidern, erhob sich der Knabe von seinem Lieblingsplätzchen und ging eilig zur Tür hinaus.

Die Bäuerin zog die Hängelampe herunter und machte Licht, trat an den Ofen, der in seinem mächtigen, braunen Kachelleib auch eine Kochplatte barg und hantierte mit Töpfen und Tellern. Sie mußte das Nachessen rüsten. Die Großmutter sah ihrer Schwiegertochter schweigend zu. Wie groß und stark diese Frau mit dem schlichtgescheitelten Braunhaar in ihrem groben Rattundruckleide dastand; und doch hatte sie einen Knacks weg, wie die Leute sagten.

Als man vor zwei Jahren eines Abends ihren Mann auf einer Bahre tot ins Haus trug mit der noch frischen, klaffenden Kopfwunde, die ihm ein störrischer Gaul beim Anschirren geschlagen, hatte sie den schweren Körper allein in die Kammer getragen und die Nacht bei ihm gewacht. Seitdem hatte sie einen Schaden am Herzen, der sie zuweilen mitten in der Arbeit befahl, daß sie nach der Brust greifen und sich setzen mußte, bis es wieder besser wurde.

Aber das körperliche Gebrechen war wohl das weniger Schlimme. Trüber sah es um ihre Seele aus.

Was war das all die Jahre bis zum Tode des Bauern für ein Glück gewesen! Kein lautes, überschwengliches Getue und Gerede. Aber man hatte es den beiden angesehen, wie sie in-

einander hineinwuchsen in Treue und Liebe. Und bei aller Arbeit, die die Wirtschaft Tag für Tag brachte, im Wechsel der Jahreszeiten zwischen Saat und Ernte, Winterruhe und Festzeiten, begleitete die beiden jene herzliche Fröhlichkeit, die manchmal ein frohes Lied aus der Bäuerin Kehle aufklingen ließ.

Verstummt — seit jenem Schicksalsabend.

Aus der frohen, arbeitsfreudigen Ida Zeidler war eine wortkarge, herbe Bäuerin geworden, die Tag für Tag arbeitete in verbissenem Groll, die niemals mehr lachte wie einst, die ihrem Kinde kaum einmal über den Kopf strich, die seinem stillen Werben um mütterliche Liebe wie in gewollter Scheu aus dem Wege ging.

Kein Wunder, daß der kleine Robert seine Zuflucht bei der Großmutter suchte, die nun das Amt des Erzählens antrat, das einst der Vater in der Dämmerstunde so gern geübt hatte.

Freilich, auf die Knie durfte ihr der Kleine nicht klettern, wie er das bei seinem Vater so gern getan hatte; sie wurde zu sehr vom Reitzen geplagt. Aber sonst konnte er alles von ihr verlangen.

Sie schaute das Leben mit anderen Augen an. Konnte, wollte ihre Schwiegertochter dem Kinde keine Liebe schenken? „Ida!“ kam es ein wenig schüchtern aus der Ofenecke.

„Was hat's denn, Großmutter?“

„Warum bist denn immer so unfreundlich zum Robertla?“

Die Bäuerin rüdtte hastig mit den klappernden Töpfen; sie behielt der Fragerin den Rücken zugeteilt.

„Unfreundlich? — Ich weiß nicht, was du meinst; dem Jungen geht doch nicht weiter ab.“

„Das schon, Ida; aber ein Kind braucht halt doch mehr als das bißel Essen, Trinken und Schlafen.“

Die Bäuerin zuckte mit den Achseln und hantierte stumm weiter.

„Dent' doch an deinen verstorbenen Mann, wie der an dem Robertla gehangen hat...“

Wie wenn jemand sie gestochen hätte, fuhr die junge Frau herum, stieß die Suppentelle in den Topf und trat zu der Alten. Zwischen ihre Augen grub sich eine tiefe Falte.

„Großmutter, rühr' nicht daran! Ich war einmal glücklich — sieben volle Jahre lang. Und ich brauchte ein bißel Glück; denn wie es zu Hause bei uns zuging, das weißte selbst am besten. Rumgeschubst haben sie mich, wie das fünfte Rad am Wagen. Da ging mir hier beim Robert, deinem Sohne, der Himmel auf. Aber den hat mir der da oben nicht gegönnt.“ Sie wies mit erhobener Faust zur Stubendecke. „Wo soll ich jetzt noch Liebe hernehmen, wo doch meine Liebe draußen auf dem Friedhof liegt?! Ich kann keine Liebe mehr fühlen und kann keine geben, auch dem Robertla nicht, so sehr ich für ihn sorgen will, daß ein tüchtiger Mensch aus ihm wird.“

Die Alte seufzte schwer auf.

„Ida, was wird dein Mann einmal zu dir sagen, wenn du ihm Rechenschaft oben ablegen sollst? Wenn er dich nun fragen wird: „Ida, haste meinen Robertla auch ordentlich lieb gehabt?“

Die Bäuerin griff nach ihrem Herzen und mußte sich an den Herd lehnen, weil es ihr einen Augenblick dunkel vor den Augen wurde.

Erschrocken erhob sich die Alte, so schnell es ihre rheumatischen Glieder vermochten; sie stützte die wankende Bäuerin mit der Rechten.

„Nu, Idale, sei ock gut; 's war ja nicht böse gemeint. Ich mein halt bloß so — und der Kleine tut mir a so leid.“

„Großmutter, laß mich, wie ich bin. Ich kann nicht anders. Und heucheln will ich nicht. Wer weiß, wie lange ich noch machz.“

„So darfst du nicht sprechen, Ida. Schon' dich ock. Sez' dich ruh' dich a bißel aus.“

„Laß, Großmutter, es geht schon wieder.“

Von draußen hörte man das Scharren von Kinderfüßen. Die Tür öffnete sich einen Spalt; Robert huschte herein.

„Der Zimpel läßt jagen, er hätte schon Klee genug geholt. Er will morgen früh noch einmal aufs Feld.“

„'s ist gut, Robert. Komm her, du kannst dir a paar Backpflaumen nehmen“, tönte es vom Herd her.

Einen Augenblick stutzte der Junge; dann trat er zögernd zu seiner Mutter. Seit wann bekam er denn für so einen Auftrag eine Belohnung?

Aber bald siegte über sein kindliches Erstaunen die Freude über die unerwartete Gabe.

Ein ganzes Häufchen Pflaumen fühlte er in seiner heißen Kinderhand, und hätte er nicht sogleich ein paar in den Mund geschoben und sich an der Schmachhaftigkeit der Früchte erlabt, er hätte vielleicht von neuem gestaunt über die Mutterhand, die heute so sonderbar weich über seinen Jungenkopf strich.

Dann aber zog er sich mit seiner Beute in den Märchenwinkel zurück, wo die Großmutter immer noch saß; dort war es eben zu gemütlich.

Wie sonderbar die Großel ihn anschaute!

„Großel, du hast wohl gar geweint?“ Er fuhr ihr mit der freien Hand über die gefurchten Wangen, in deren Runzeln ein feuchter Glanz stand.

„Ach wo! Warum sollt' ich denn geweint haben?“ wehrte die Alte mit einem halben Lächeln ab. „Der Ofen hat vorhin a bißel geraucht, und da ist mir eben das Wasser in die Augen gekommen.“

## Zweites Kapitel.

### Konfirmation.

Helle, frohe Glockentöne luden, im Frühlingswind bald schwächer, bald lauter rufend, das sonntäglich feierstille Dorf zum Gottesdienst.

Palmsonntag — Konfirmationstag!

Solange er seines Amtes als Seelsorger waltete, hatte Pastor Kliem stets diesen Tag zur Einsegnung seiner Konfirmanden gewählt. Wie es nicht immer zu sein pflegte in den Bergen, wo im zeitigen Frühjahr manchmal noch heftig Lenz und Winter in hartem Kampfe liegen, hatte doch diesmal der Frühlingsgott durch Berg und Tal seinen Siegeszug gehalten.

Ein Sprossen und Sprießen, Leben und Weben ging durch die Welt, daß selbst das trübste Herz sich aufzum mußte vor solcher Pracht und Herrlichkeit.

Und doch!

Pastor Kliem ging diesmal nicht mit der gleichen inneren Befriedigung an das heilige Werk der Einsegnung heran wie sonst.

Wohl glomm auch diesmal in seiner Jungen und Mädchen Augen das fromme Vertrauen kindhaften Glaubens, wohl war ihm auch im vergangenen Unterrichtsjahre manche stille Freude erblüht. Nur eins bereitete ihm Sorgen: Wie würde der junge Robert Zeidler der heiligen Handlung entgegengehen?

Das war der Schatten, der ihm manche Stunde des Jahres verdunkelt hatte. Eine merkwürdigere Mutter, wie diese Ida Zeidler, war ihm bisher auf seinem an Seelsorgerischen Erfahrungen reichen Wege nicht begegnet.

Gar manches Mal hatte der Pastor mit Lehrer Friede zusammengesseßen und über Mutter und Sohn Zeidler beraten. Der Junge hatte von Anfang an gut zugepackt; das Lernen war ihm leicht geworden. An Kenntnis der heimischen Sagen- und Märchenwelt tat es ihm so leicht keiner gleich. Und wenn der Junge so bedächtig zu erzählen anfang und dann immer lebendiger wurde, trat in seine Augen ein seltsam versonnener Zug. Aber plötzlich schlug die Stimmung um.

Es war vorgekommen, daß der Junge mitten im Satz abbrach und auf die erstaunte Frage seines Lehrers mit einem trüben Ausdruck im Gesicht erklärte:

„Ach, Herr Lehrer, das ist ja doch alles nicht wahr.“

Und dann war nichts mehr aus ihm herauszubekommen. Und dieser Zweifel hatte sich auch sonst geregelt.

Diente er im Verlauf der gewöhnlichen Lehrstunden manchmal zu einer erfreulichen Belobigung, so hatte er im Religions- und Konfirmandenunterricht gelegentlich Lehrer und Seelsorger Sorgen bereitet.

(Fortsetzung folgt.)